

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

19.

Donnerstag, am 9. Mai 1850.

Gaal de Ghula.

Vor mir liegt die „Pesther Zeitung“ und gleichgiltig überfliegt mein Auge den gewöhnlich ziemlich langen ersten Artikel dieses Blattes: „Kriegsrechtliche Urtheile.“ Als das erste kriegsrechtliche Urtheil in der ersten Hälfte des Novembers des Jahres 1848 in der „Wiener Zeitung“ erschien, da griff es mich in's Herz und packte die Seele mit furchtbarer Gewalt, daß alle Fibern zitterten und alle Gedanken vor sich selber erbehten. Die Leser, bleichen Angesichtes, hielten das Blatt in der Hand, und konnten das Auge nicht abwenden von den wenigen Zeilen, in denen Ein Leben aufgehört hatte, und ahnten doch nicht, daß dies Aufhören eben nur ein Anfang wäre. Ebenso zitternd legten sie es dann hin, und gingen schweigend fort, und wenn man sie fragte, warum sie so „alterirt“ seien, antworteten sie: „Lesen Sie!“ — Man hat sich seitdem daran gewöhnt. Man gewöhnt sich an Alles. Ob es gut sei, sich an etwas zu gewöhnen, oder nicht, daran hat die Menge nicht Zeit zu denken. Das überläßt sie denen, die der Gewohnheit die Objekte bie-

ten. Nur ein oder zweimal ging noch seit der Zeit bei dem Lesen der Urtheilsprüche das Gefühl einer gewissen Unheimlichkeit durch die Gemüther, und nun ist die Gewohnheit in ihrem Rechte. Weder Sache noch Namen fallen mehr auf. Doch! Da fällt mein Blick auf den Namen Gaal de Ghula, und eine Gestalt taucht in meiner Erinnerung auf, die ich eher überall als zwischen den Spalten dieses Blattes vor mein Gedächtniß treten zu sehen hoffte. — Es war an einem Septembertage des Jahres 1847, als ein Bedienter in mehr als billig abgenützter Livree in meine Stube trat, und mir ausrichtete, der Herr Obristlieutenant ließe mich bitten, ihn zu besuchen. Eine halbe Stunde später zog ich an der Glocke der Wohnung des Herrn Fortifikationsdirektors, und der übellivirte Bediente, der eigentlich nichts mehr und nicht weniger war, als ein in eine im Zuschneiden verunglückte Livree gesteckter Sohn der Pusta, wies mich mit einem ziemlich unbeholfenen Bückling an das Kabinet des Herrn Obristlieutenants. Ein heiseres: „Herein!“ Die Stube, in die ich trat, war von Gegenständen der verschiedensten Art, die in buntester Unordnung herumstanden und herumlagen, so überfüllt, daß es mir nicht

gleich möglich wurde, den Urheber dieses heiseren Zurufes gewahr zu werden. Nach einer Weile endlich erblickte ich in der Fensternische an einem Arbeitstische, wie ihn die Uhrmacher haben, einen Mann sitzen, von dem ich eben nichts anderes als einen braunen Rock und einen breitkrämpigen Strohhut sehen konnte, da er mit dem Rücken gegen das Innere der Stube gelehnt saß, und nicht geneigt schien, sich durch das Eintreten Jemandes in seiner Beschäftigung stören und zum Umdrehen bewegen zu lassen. Ich trat näher. Ohne die Feile, mit der er eben einen Stift zurecht zu machen bemüht war, aus der Hand zu legen, hieß mich der Mann, in dem es nicht schwer war einen Sonderling zu erkennen, neben sich Platz nehmen. Hierauf feilte er fleißig fort, bis der Stift für das Messingrädchen, dessen Achse zu werden er bestimmt war, vollkommen paßte, ohne dabei auch nur ein Wort mehr zu sprechen, oder meine Bemerkungen über seinen Fleiß und über die schöne Aussicht seiner Wohnung, zu denen ich in Ermangelung eines andern Gesprächstoffes Zuflucht nahm, auch nur mit einem Kopfnicken zu erwiedern. Der Stift war fertig. Herr von Gaal richtete sich auf, bediente sich in ziemlich weitläufiger Weise seines schlechten blau-leinwandenen Taschentuches, und begann sodann: „Ich habe Sie, Herr Doktor, zu mir bitten lassen, damit Sie so gut sind, mit mir einen Paß Bücher durchzusehen, den mir der Buchhändler aus Wien geschickt hat. Ich möchte über einiges, was ich behalten möchte, Ihre Meinung hören.“ Hierauf stand er auf und verließ das Zimmer. Ich hatte Zeit, mich einen Augenblick in der phantastischen Stube umzuschauen. Auf den ersten Blick konnte man erkennen, daß der Bewohner desselben zu jenen Naturen gehöre, die das Wort „Ruhe“ aus dem Programm ihres Lebens gestrichen haben. Man mußte auf die vielseitige Beschäftigung des Herrn dieses Raumes schließen, wenn man nicht annehmen wollte, daß all das verschiedenartige Geräthe und Werkzeuge zufällig oder zur bloßen Schaustellung herumliege. Die Stube war durch zwei spanische Wände und einen Vorhang in zwei Hälften getheilt, von denen

eine der Thüre, die andere dem Fenster zugekehrt war. Den erstern Raum nahmen einige Sessel ein. In dem zweiten befand sich in einer Fensternische ein Uhrmachertisch, auf dem Rädchen, Zifferblätter, Uhrgehäuse, Pinsetten, Feilen, Lappen unter Hammern, Zangen, Winkellinealen und verschiedenen Zeilen eines Reißzeuges herumlagen. An die eine Seite dieses Tisches schloß sich gegen die eine Stubenecke hin eine Drechselbank mit dem Schwungrade, auf der andern eine Tischlerbank mit Hobel, Säge und Meißel an. Zu beiden Seiten standen Staffeleien mit unvollendeten Delgemälden, auf Sesseln lagen Zeichnungen, Pinsel, Farbkästchen und Paletten herum, und auf den Kästen standen verschiedene Gypsstatuetten; auf einem derselben war eine kleine Mineraliensammlung und ein kleines Herbarium angebracht. An der Wand hingen in einigen Rahmen bunte Käfer- und Schmetterlingsammlungen; abseits stand ein hohes Vult mit Noten. — Darauf ruhte eine Geige. Ueberall lagen die Theile angefangener Werke herum, Alles trug die Merkmale des Werdens an sich. Vieles geschah hier zugleich. Nichts schien nacheinander, alles nebeneinander gethan zu werden.

Nach einer kurzen Weile kehrte Herr von Gaal zurück. Der Diener trug einen ungeheuern Paß von Büchern hinter ihm her, den er auf die Hobelbank legte.

„Ich bewundere, Herr Obristlieutenant, Ihre vielseitige Thätigkeit,“ nahm ich das Wort.

„Ich thue nicht mehr, als man in einem Tage thun kann,“ erwiederte Herr von Gaal. „„Uebrigens ist es wahr, ein Leben ist lang und ein Tag ist ein langes Stück dieses Lebens, und wenn man sich sein Leben und seine Tage nur gehörig eintheilt, so kann man ein gut Stück Arbeit zu Wege bringen. Mir ist Arbeit zur Gewohnheit geworden. Arbeit muß aber Ordnung haben und Gesetz. Wenn es Menschen gibt, die da klagen, daß sie das ganze Jahr arbeiten und doch nichts zu Stande bringen, so geschieht das nur, weil sie in ihrer Arbeit keine Ordnung haben und kein Gesetz befolgen. Ich befolge seit fünfundzwanzig Jahren ein und dieselbe Arbeitsordnung und habe

dabei nicht nur sehr viel gelernt und sehr viel fertig gebracht, sondern mich auch in vielen Dingen von andern Menschen völlig unabhängig gemacht. Ich brauche ihrer nicht, weil ich mir selber machen kann, was sie mir sonst machen müßten. Das oberste Gesetz aber ist, wie gesagt, die Ordnung. Alles muß zu seiner bestimmten Stunde geschehen, Alles seine bestimmte Zeit haben. Nichts bringt den Menschen so sehr um ein gut Stück seines Lebens, als die abfallenden Zeitzipfel, die er sich schneidet. Diese machen einen wahren Raub an sich selbst aus. Ich, zum Beispiel, habe meine Stunde für die Drechslerbank, meine Stunde für die Tischlerei, meine Zeit zum Malen, zum Uhrmachen, für die Dienstgeschäfte, zum Ausreiten, zum Lernen und dann für's Musizieren. Zu Wissten habe ich keine Zeit. Mache ich einmal eine oder bekomme ich eine, so wird eine Stunde weniger geschlafen, um das Versäumte einzubringen. Nun aber wollen wir die Bücher mustern, sonst verlieren wir auch Zeit.“

„Gedichte von Petti Paoli. — Ich kaufe niemals Gedichte. Gedichte sind viel Papier, auf dem sehr wenig gedruckt ist. Es heißt das Geld hinauswerfen.“

„Die Kunst sich selbst zu rastren. — Wer sich einmal geschnitten hat, der lernt es auch ohne Buch, und ohne sich zu schneiden lernt es Keiner.“

„Physiologische Briefe. — Sind die gut, Doktor? Ich glaube, daß man da was lernen kann. Wenn wir sie zusammen lesen wollen, so behalt' ich sie.“ Er legt das Buch bei Seite.

„Der neue homöopathische Hausarzt — wird ohne Weiteres behalten. Ich behalte Alles, was sich auf die Homöopathie bezieht. Sie können bei mir eine komplette homöopathische Bibliothek finden. Ich habe mir aus Wien auch eine Apotheke kommen lassen, und ohne Ihnen nahe zu treten, ich brauche das ganze Jahr keinen Doktor. Ich behandle mich, meine Familie und meine Dienstleute immer, und es mag fehlen was da will selbst. Die Bauern auf meinem Gute muß der Pfarrer homöopathisch behandeln, anfangs haben sie sich zwar nicht dreinsügen wollen. Aber es gibt schon

Mittel diesem Volke Raison beizubringen, und das hat gewirkt.“

„Oesterreichs Zukunft. — Herr von Gaal warf das Buch unwillig zu denjenigen, die er nicht behalten wollte.“

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ich das Buch jedenfalls des Lesens werth hielte und daß er es wohl deshalb behalten möchte.

„Ich lese keine Politik!“ antwortete der Fortifikationsdirektor. „Und wenn die Leute so viel Politik schreiben möchten, als ich zu lesen Lust habe, da gäb' es einen müßigen Kopf auf Erden. Am Ende kommt bei diesen Hitzköpfen Alles auf Neuerungen heraus, und man muß nichts so sehr hassen, als eben Neuerungen. Die Welt ist ein Haufen von Bienenkörben. Die Bienenkörbe sind die Staaten, und wer in diesen Bienenkörben wohnt, muß arbeiten und es muß nicht Jeder König sein wollen. Seit die Welt steht, arbeiten die Bienen nach denselben Gesetzen und nach derselben Ordnung, und man hat nie gehört, daß sie es hätten anders haben wollen, und sie befinden sich wohl dabei. Eine müßige Faulenzerin wird hinausgeworfen, und diese müßigen Köpfe, welche die Politik schreiben wollen, sollte man ebenfalls sammt und sonders hinauswerfen! Auf unser Eins haben sie keine Einwirkung. Aber den gemeinen Mann machen sie ganz konfus, dem Bürger reden sie ein, daß er dem Adligen gleich sei; dem Bauer faseln sie vor, daß er dem Bürger gleich sei und hegen so alle Welt durcheinander. Daraus kann nichts Gutes werden, geben sie Acht!“ —

„Der Sprachenkampf in Ungarn.“ Leipzig bei — Das müssen Sie lesen, um was für eine lana caprina sich die lieben Herren im Preßburger Landtag herumbalgen. Die Geschichte ist sehr unterhaltend. So werden die Menschen verrückt gemacht. Bisher glaubte man immer, jeder Mensch spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nun ist das auch nicht mehr wahr.“

„Einer der Urheber dieses Kampfes genießt unter Ihren Landsleuten ein sehr großes Ansehen,“ bemerkte ich hierauf.

„Sie meinen Kossuth?“ erwiderte der Fortifikationsdirektor. „Ein Hitzkopf wie alle andern, nur daß der spricht, was die andern drucken lassen, und noch dazu in Preßburg. Schade, daß ich Offizier bin. Ich habe mir oft gedacht, diesen Abgott der Juraten am Landtage herabzukanzeln, möchte meine Freude sein. Denken Sie an mich, der bringt noch ganz Ungarn unter einander. Die Bauern hat er so schon angestochen, und was bleibt uns Gutsbesitzern, wenn wir um die Robot kommen, wie dieser Herr das auf dem nächsten Landtag durchsetzen will? Strafen darf man die Bauern ohnehin nicht mehr. Es ist ein Glend. Gehen wir weiter?“ —

Ein Korporal tritt ein und meldete etwas.

Der Fortifikationsdirektor bat mich, ihn zu entschuldigen, warf sich in seinen blauen Oberrock mit rothsammetenen Aufschlägen, nahm ein spanisches Rohr zur Hand, und lud mich ein am Abend wieder zu kommen.

Eine Stunde später konnte man einen mittelgroßen, hagern, blassen, blatternarbigem Mann in commodor Geniestabsoffiziersuniform, einen von dieser letzteren sonderbar abstechenden Strohhut auf dem Kopfe und ein spanisches Rohr in der Hand in den Schanzgräben von K . . . zwischen Steinhausen, Maltertrogen und Arbeitern herumgehen sehen. Es war der Fortifikationsdirektor, der die Schanzarbeiten inspizierte. Obwohl dies täglich zur selben Stunde geschah, und die Arbeiter deshalb gewöhnlich da am fleißigsten waren, weil sie es wußten, so war dem Fortifikationsdirektor dennoch nie etwas recht. Auf dem ganzen Wege durch die Schanzgräben suchte er mit dem spanischen Rohre herum, und brachte dasselbe sogar nicht selten mit dem Rücken eines der Arbeiter in Berührung. „Himmelkreuzschwernoth, wißt Ihr Bengel nicht, was arbeiten heißt? Kaiserlich Brot wollt Ihr fressen, arbeiten aber wollt Ihr wie die Schlaraffen! — Schanzkorporal! den Kerl da notiren! führt der zwei Steine auf einen Karren und kriecht damit wie ein Krebs! Wird fortgejagt!“

Von den Schanzen, die eben damals an der Stelle der bisherigen Ballisaden unter seiner

Leitung ganz neu ausgeführt wurden, begab sich der Fortifikationsdirektor in die Stadt zurück, und trat da in ein kleines unansehnliches Häuschen, über dessen Eingange ein kleiner, mit einem Zifferblatte bemalter Schild zu verstehen gab, daß hier ein Uhrmacher wohne. Bei diesem Uhrmacher, dem alten L . . ., einem Manne, eben so ehrenhaft als eigenthümlich, nahm der Fortifikationsdirektor Unterricht in der Uhrmacherei. Hier war es, wo er, neben dem alten L . . . in der kleinen, ringsum mit Bücherschränken ausgestaffirten Stube (denn L . . . war zugleich der Besitzer einer Leihbibliothek, aus der die Herren und Damen auf viele Meilen weit sich Nahrung für ihre Seelen und Herzen holten) am Arbeitstische sitzend, wo er am liebsten saß, und den gutmüthigen alten Meister kreuz und quer aus allen Zweigen der Uhrmacherkunst förmlich examinirte. Viel Streit entspann sich darüber, daß dem Fortifikationsdirektor Vieles nach den Regeln der Mechanik unrichtig schien, was der alte Meister als durch die Erfahrung sanktionirtes unantastbares Uhrmacherdogma aufstellte.

Später konnte man den Fortifikationsdirektor in seinem Arbeitszimmer an der Staffelei finden. Er malte damals einen bekannten Fiskalen in Nationalgalla. Ein junger Maler, der bei der Frau Fortifikationsdirektorin viel galt, war ihm dabei behilflich. Später wollte er ein Kaiserbild in Lebensgröße für die Kanzlei malen.

Nach dem Malen ließ er seine Familie ausfahren und ritt gewöhnlich neben dem Wagen einher, nicht ohne dem und jenem von den lustigern jungen Leuten den Gegenstand eines guten Witzes abzugeben. Wenn man ihm über sein schlechtes Pferd sprach, so erwiderte er gewöhnlich: „Sonst prügelt man den Sack und meint das Pferd. Bei mir ist's umgekehrt. Man prügelt das Pferd und meint — den Sack. Ich weiß sehr gut, daß es Viele gibt, die mich gerne schon unter den Pensionirten sehen möchten. So lange ich aber arbeiten kann, soll mir Niemand von Pensioniren reden. Eher sterben!“ Und dabei wandte er sich ganz zornig ab.

So barsch, kantig und abstoßend der Fortifikationsdirektor nach Außen hin war, so streng war er in seiner Familie. Arbeiten war seinen Kindern und seinen Hausleuten oberstes Gesetz, und es wurde gegen jedes derselben mit fast militärischer Disziplin geltend gemacht.

Es war Abends. Ein warmer abendrothvoller Septemberabend. Ich näherte mich wieder dem Hause, in welchem der Fortifikationsdirektor wohnte. Die Fenster des zweiten Stockwerkes waren geöffnet, und die schmelzenden Töne einer sehr kunstvoll behandelten Violine bebten in die Abendluft heraus. Eine geübte Hand begleitete am Klaviere. Unter den Fenstern hatte sich eine kleine Zuhörerschaft aufgestellt.

„Wer spielt denn da oben?“ fragte Jemand.

„Der närrische Direktor!“ antwortete ein junger Mann mit einem spöttischen Lächeln. „Hätte besser zu geigen, als den jüngern Leuten den Avancement verstellen!“ — Ich trat in's Haus.

Seit jenem Abend sah ich den Fortifikationsdirektor nicht wieder. Nur hörte ich ein Jahr später, daß er pensionirt worden sei, und hie und da tauchte mir sein Name in den Nachrichten über den ungarischen Krieg auf.

Nun lese ich ihn zum Tode durch den Strang verurtheilt, und zu zwanzigjährigem Kerker begnadigt in den Blättern der „Pesther Zeitung,“ einen der erbittertsten Feinde Kossuth's, unter dessen am schwerstgestraftesten Opfern. Wäre es nicht allzubanal, ich möchte einen Satz von den Dingen auf Erden citiren, von denen sich unser Eins nichts träumen läßt.

(Wanderer.)

Gottfried Kinkel's Rede vor dem Kessenhofe zu Köln, am 2. Mai 1850.

Meine Herren Geschwornen! Das Verbrechen, dessen ich beschuldigt bin, ist ein politisches und kann nur vom politischen Standpunkt rich-

tig gewürdigt werden. Gestatten Sie mir daher auf die dermaligen Zustände flüchtig zurückzukommen. Ich kann kurz sein, denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre und der Patriotismus standen, das hat die Geschichte seitdem gelehrt.

Das deutsche Volk hatte sich im März 1848 die Volks-Souverainetät errungen. Alle übrigen Rechte sind nur Ausfluß derselben. Die freie Presse und das Vereinigungsrecht dient, um den Willen des Volks zu discutiren, und die Kammern dazu, ihn zum Gesetze zu erheben. Die allgemeine Volksbewaffnung gab zugleich dem Bürger die Waffen in die Faust, um die Volks-Souverainetät für alle Zeiten zu garantiren. Aber der höchste und klarste Ausdruck derselben waren die constituirenden Versammlungen in den kleineren deutschen Staaten und in Preußen; als ihre Spitze erschien die für ganz Deutschland nach einem ganz demokratischen Wahlgesetze berufene National-Versammlung in Frankfurt. Im Sommer 1848 hatte eine so ungeheure Majorität in Deutschland die Volks-Souverainetät anerkannt, daß man sagen konnte, das ganze deutsche Volk hege über die oberste Souverainetät der National-Versammlung nicht den mindesten Zweifel. Auch Sie, meine Herren, jetzt meine Richter, haben hieran nicht gezweifelt. Man weiß, mit welcher Mäßigung die National-Versammlung zu Werke ging. Sie gab dem deutschen Volke die Grundrechte als Magna Charta und zum Schirmherrn derselben den König von Preußen, indem sie ihn zum Kaiser von Deutschland wählte. — Dieser König hatte am 21. März 1848 die deutschen Farben angenommen und erklärt, sich an die Spitze der deutschen Einheit stellen zu wollen. — Um jene Zeit befand ich mich als Abgeordneter in Berlin. Die preussischen Kammern bemächtigten sich dieser Frage. Beide Kammern kamen überein, daß Preußen diese Schritte thun, daß es im Fortschritt vorangehen und den Wunsch des Vaterlandes erfüllen müsse. Ich selbst stimmte mit einigen entschiedenen Gesinnungsgegnern gegen die Annahme der Reichs-Verfassung. Die Erschaffung einer neuen Krone zu den vielen andern erschien mir im neunzehnten Jahrhundert

als ein Anachronismus, und nachdem die Regierung die Kaiserkrone zurückgewiesen, schien es mir meines Wahlkreises unwürdig zu sein, um die Annahme einer Verfassung zu betteln, welche zehn Millionen Deutsche von dem Vaterlande ausschloß. Aber es gibt im parlamentarischen Leben Momente, wo man sich freut, daß man in der Minorität bleibt. Und das war bei mir nach jener Abstimmung der Fall. Es war in der That damals ein Sieg des rein demokratischen Princips nicht möglich, aber doch ein theilweiser durch freie Transaction der Parteien, und darum freute ich mich, daß meine Ansicht nicht siegte. Und hätte Preußens König sein tapferes Kriegsheer, dem er in den heiligen Märztagen die deutsche Kokarde gab, nun auch für die deutsche Reichs-Verfassung, statt gegen dieselbe, in den Kampf geführt, welche Macht der Erde hätte sie uns rauben wollen? Wahrlich, es wäre gut geworden im Vaterlande, Jahrhunderte langes Elend wäre geheilt und die deutsche Einheit zur Wahrheit geworden!

Aber die Krone ist auf den Wunsch des deutschen und preussischen Volkes nicht eingegangen. Die zweite Kammer wurde aufgelöst. Die Hoffnung auf eine parlamentarische Verständigung mit der frankfurter Versammlung verschwand. Es schwand auch die Hoffnung auf Beseitigung der socialen Uebel im Wege ruhiger parlamentarischer Entwicklung. Ein Wahlgesetz war vorauszusehen, das den armen Mann vom Wahlrechte ausschließt. Alle errungenen Volksrechte, zumeist aber das Princip der Volkssouverainetät und die verheißene deutsche Einheit war in Frage gestellt. Preußen berief seine Landwehr, sie stellte sich nicht. Ich hörte von den Erhebungen in Sachsen und andern Ländern Deutschlands zur Vertheidigung der Reichs-Verfassung, hörte von der Weigerung der Landwehr sich zu stellen, von den Bestrebungen und Kämpfen in Elberfeld, Düsseldorf, Iserlohn; da habe auch ich zur Muskete gegriffen. Ja, meine Herren, da habe auch ich die Muskete ergriffen. Ich hielt es für Recht und Pflicht, das zu thun, und Ihnen, meinen Richtern gegenüber, erkläre ich auch jetzt, ich glaube, daß ich Recht that. Das furchtbare Unglück, das

mich seitdem betroffen, gab mir wenigstens Hoffnung, daß ich nicht nöthig hätte, an dieser Stelle meine persönliche Ehre zu vertheidigen. Aber auch diese Hoffnung ist mir geraubt. Der erste Zeuge, den Sie zu hören die Geduld hatten, zwingt mich dazu, von mir selbst zu reden. Sie haben Thatsachen erwartet, weil er als Beamter mit den Verhältnissen genauer bekannt sein mußte. Er hat Ihnen keine Thatsachen mitgetheilt, sondern drei moralische Armuthszeugnisse über uns ausgestellt. Er hat meinen Handlungen Eitelkeit zu Grunde gelegt und hierin das Motiv meines ganzen Strebens gefunden. Es hat immer Leute gegeben, die einen Charakter von idealem Streben nicht begreifen können, die an jede Handlung den Maßstab ihrer eigenen Persönlichkeit anlegen. Solchen Duzendmenschen bieten sich in der Regel zwei Motive dar: das eine ist die Aussicht auf einen persönlichen Vortheil, ein Douceur oder eine Neujahrsgratification, oder auch nur auf ein Titelchen und das zufriedene Lächeln eines hohen Vorgesetzten. Wo man keinen Eigennutz findet, muß es das andere Motiv, Ehrgeiz, Eitelkeit sein. Ich werde mich über diese Beschuldigung hier nicht rechtfertigen, über meinen Charakter mag die Nation urtheilen, und ich glaube, die Nation hat bereits geurtheilt. Jener große Mann, der sich auf den Richterstuhl gesetzt hat, um über meine Geisteskräfte sein Urtheil abzugeben, hat es zuerst gewagt, die Reinheit und Entschiedenheit meiner Gesinnung in Zweifel zu ziehen, die selbst vor dem rastatter Kriegsgericht anerkannt wurde. Auch Ihnen, meine Herren, will ich den Beweis dafür liefern. Ich glaubte vor einem Jahre recht gethan zu haben, als ich die Waffen für die Reichs-Verfassung ergriff. Ich bin Socialist, nicht in Folge der Revolution und nicht im Sinne jenes Zeugen, sondern weil mein Herz, so lange es empfindet, immer für die Leiden des Volkes schlug und immer auf Seiten der Armen und Unterdrückten stand. Weil ich Socialist bin und der Ueberzeugung lebe, daß das Volk allein seine Wunden heilen kann, bin ich Demokrat, und weil ich Demokrat bin und in einer demokratischen Verfassung das einzige Heil für das Elend der Welt finde,

darum bekenne ich mich zu dem Grundsatz, daß ein Volk, welches einmal eine Verfassung mit demokratischen Institutionen errungen, diese auch selbst mit dem scharfen Stahl und der Kugel vertheidigen müsse. Ich bekenne mich in diesem Sinne für die Revolution, für die mein Blut floß, und erkläre das auch heute noch vor Ihnen, mit Leib und Leben hingegeben an meine Gegner spreche ich es aus mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes. Darum griff ich damals zu den Waffen, und fürwahr, hätten wir damals gesiegt, hätten wir die Preußen auf dem Schlachtfelde zur Anerkennung der Reichs-Verfassung gezwungen, dann würde ich heute vor Sie hingetreten sein und statt des Fallbeiles, welches das öffentliche Ministerium nach den Gesetzen des französischen Kaisers für unsere Nacken fordert, die Bürgerkrone von Ihnen verlangen. Wir haben nicht gesiegt, und weil wir nicht gesiegt, fällt auf unsere Namen die Schmach der verfehlten Unternehmung. Das Lächeln, das sich so vielfach in dieser Verhandlung gezeigt hat, beweist, daß dem Mißlingen stets der Spott folgt. Man macht es uns zum Vorwurf, weil sich feige Gesellen uns angeschlossen. Dieser Vorwurf beschämt uns nicht. Es ist, wie die Geschichte lehrt, das gewöhnliche Schicksal aller großen Zwecke, daß sie nach dem Mißlingen mit dem Spott zu kämpfen haben. Am allerwenigsten habe ich die Beschämung verdient, die das öffentliche Ministerium durch Angabe des Grundes, warum ich das Complot nicht gestehe, mit einer Zartheit, für die ich danke, auf mich zu wälzen versucht. Das öffentliche Ministerium sagt, ich scheine nicht ganz aufrichtig, weil es mir schwer falle, hier öffentlich meine Gemeinschaft mit Menschen, wie Bühl, einzugestehen. Meine Herren! das entwürdigt nicht, wenn der Proletarier mir die Hand bietet.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was der erste Zeuge von Bühl sagt. Der Zeuge Schlönbach scheint bei seiner genauen Bekanntschaft mit solchen Häusern die Wohnung dieses Mannes besser zu kennen, als er selbst. Ich weiß nur, daß dieser Proletarier arm ist, noch ärmer geworden durch diesen Proceß, der ihm sein Leges raubte, daß ihm nichts geblieben ist, als seine

arbeitsamen Hände, und daß die Eiterbeule des Proletariers uns nicht schändet. Noch nie ward eine große Idee dadurch erniedrigt, daß sich die Böllner und Sünder zu ihr bekannten, und wenn jene Schmähung keine Verläumdung ist, so nehme ich auch diese Schmach auf mein Haupt.

Eine andere Frage aber ist, ob wir jetzt nach unserer Niederlage strafbar sind nach den Artikeln des Gesetzes. Wir sind es nicht! Jene Gesetze, gegeben unter einer absolutisch-militärischen Monarchie, passen nicht für den constitutionellen Staat, in welchem dem Bürger die Waffen in die Hand gegeben sind, nicht zu sonntäglichen Paraden, sondern zum Schutze der verfassungsmäßigen Freiheit. Es ist uns nicht eingefallen, eine Verfassung umzustürzen, weder die preussische, noch die zu Frankfurt gegebene, für die wir ja kämpfen wollten! Wir wollten den Bürgerkrieg nicht erregen, wir wollten dem Bürgerkriege vorbeugen, der in Iserlohn Wehrlose mordete, die preussische Landwehr gegen die Schützen auf dem Thurme zu Durlach trieb, der einen Dortu zum Tode und einen Corvin zum Spinnrad verdamnte.

Meine Herren! Wir sind nicht strafbar, weil die Voraussetzungen nicht wahr sind, unter denen die Strafbarkeit eintritt. Hätten wir ein Complot gebildet, oder ein Attentat unternommen; hätten wir gesagt: „Auf! nach Siegburg zum Zeughaussturme! auf! nach Elberfeld!“ selbst dann würden wir nicht strafbar, höchstens unglücklich sein. Aber das ist alles nicht einmal der Fall. Die Vertheidigung hat das hinlänglich dargethan, und ich will auf das Detail der Anklage nicht länger eingehen. Ich glaube aber, daß es Ihnen klar geworden, ehe sie eine Rede von dieser Seite gehört haben. Nur einen Punkt muß ich noch hervorheben. Man hat gegen uns wenigstens dreihundert Menschen als Zeugen vernommen; wenigstens tausend Menschen haben uns damals gesehen und gehört. Aus jenen dreihundert hat man Ihnen diejenigen vorgeführt, die am ungünstigsten für uns aus sagten. Der Instructionsrichter hat seine Schuldigkeit im weitesten Sinne gethan, und doch haben von dieser Masse nicht einmal zwei auch nur in einem einzigen gravirenden Punkte

übereingestimmt. Auf solche Gründe und Beweise gründet man die dreifache Anklage, deren jedes ein Todesurtheil in sich schließt. Meine Herren! Ich kann von diesem ernstestem Vorwurfe nicht ohne einen Ton der Rührung übergehen. Der Vorwurf, aufgereizt zu haben, fällt von meinem Haupte, ich will es sagen, damit ein Unternehmen aufgeklärt werde, an welchem ich selbst Antheil nahm, von dem ich aber Andere zurückhielt.

Am Tage des 10. Mai riß der Sturm der Bewegung Stück für Stück von meinem Herzen. Um 5 Uhr ging ich noch in gewohnter Weise ins Universitäts-Gebäude, um meine letzte Vorlesung zu halten. Um 6 Uhr kamen die erschütternden Nachrichten von Elberfeld und Düsseldorf und fielen zündend in meine Seele. Ich fühlte, daß ich handeln mußte. Ich ging in mein friedliches Haus, nahm Abschied von meinem Amte, dem ich seit zwölf Jahren lebte; nahm Abschied von meinem Weibe, für dessen Besitz ich schon einmal mein Lebensglück eingesetzt hatte; nahm Abschied von meinen schlafenden Kindern, die wohl nicht träumten, daß sie in dieser Nacht ihren Vater verlieren würden. Als ich von den Gefühlen dieses Augenblicks erfüllt, die Schwelle überschritt, da sagte ich mir, daß ich so thun dürfe, weil die Idee, der ich lebte, mich aufrecht erhalten werde, daß aber kein anderer Gatte, kein anderer Vater dadurch untergehen dürfe. In diesem Gefühle trat ich auf die Tribüne und warnte Jeden, von einem Unternehmen abzustehen, für das er nicht seine ganze Existenz einzusetzen wage. Das, meine Herren, ist meine Aufreizung zur Bewaffnung der Bürger gegen einander. Das Gesetz, das über meinem Haupte schwebt, ist ein blutiges, es droht uns Todesstrafe. Ich appellire nicht an Ihr Mitleid, m. H., nicht für meine Genossen, denn diese fordern für ihre lange Kerkerhaft kein Mitleid, sondern Genugthuung. Ich fordere es auch nicht für mich, denn mein Loos ist so gräßlich, daß Ihr Spruch es nicht lindern kann. Das Kriegsgericht hatte mich zur Festungshaft verurtheilt. Ueber dieses Urtheil hinaus hat man mich in eine Isolir-Zelle eingesperrt, wohin der Klang keiner Trompete dringt.

Einem deutschen Schriftsteller, der mitten im Strome geistigen Lebens stand, einen Lehrer, der in so manches Herz den Samen des Guten und des Schönen streute, hat das schreckliche Loos getroffen, zu geisttödtenden, mechanischen Arbeiten verdammt zu sein, verurtheilt zu sein zu jenem furchtbaren Hinstecken aller Geisteskräfte. Der gemeinste Verbrecher, der Giftmischer und Mörder darf die Luft seines Landes athmen und Wasser seiner Heimath trinken.

O, meine Herren, ich habe es in den letzten vierzehn Tagen empfunden, was die Heimath ist. Ich habe es empfunden, als ich ihre Gefilde wieder sah, als mir die milde Rheinluft entgegen wehte und ich das Wasser aus unserm grünen Strome trank.

Ich bin verdammt in den fernen Norden, wohin kein Klang meiner Heimath dringt; mir ist nicht vergönnt durch die Gitter des Gefängnisses mein liebes Weib zu sehen und an den Aurikel-Augen meiner Kinder meine schwachende Seele zu laben. Wer so leidet, wie ich, für den hat auch das Fallbeil, welches der Herr Staats-Procurator für unsere Nacken fordert, keine Schrecken mehr. Ich habe gesprochen. — Urtheilen Sie. Ich fordere Gerechtigkeit, keine Gnade! (Westd. Ztg.)

Aberglaube und Unglaube. *)

1.

Man ist allgemein darüber einig, der Naturwissenschaft eine große Wirksamkeit auf die Ausrottung des Aberglaubens zuzuschreiben; die eigene Natur der Sache und die Geschichte des menschlichen Geistes erlaubt nicht leicht ungleiche Meinungen hierüber. Man ist gleichfalls darüber einig, daß die Naturwissenschaft oft Veranlassung zum Unglauben gibt, daß dies aber nur durch deren Mißbrauch geschieht. Es könnte überflüssig

*) Aus Dersted's „Geist in der Natur“ deutsch von Kannegießer. Leipzig bei C. B. Forck.

scheinen, so allgemein angenommene Meinungen einer neuen Sichtung zu unterwerfen, wenn man keinen Grund findet, ihnen zu widersprechen; aber einige Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben zeigt, daß in der Anwendung viel Uneinigkeit herrscht, und daß die Sache deshalb von der Mehrheit nicht mit der nöthigen Reinheit und Klarheit aufgefaßt wird.

Es gibt Manche, welche meinen, daß der Aberglaube in innigem Zusammenhange mit dem Glauben stehe, und sich deswegen einbilden, daß die Ausrottung des ersteren den letzteren in Gefahr bringen werde. Es wird nothwendig sein, Diesen zu zeigen, daß der Aberglaube zwei Seiten hat, von welchen die eine in einem zufälligen, also auflösbaren Zusammenhange mit dem wirklichen Glauben steht, die andere dagegen in einem innerlichen Zusammenhange mit der schrecklichsten Gottlosigkeit. Es gibt Andere, welche den Aberglauben für etwas Poetisches halten, und deshalb gegen dessen Ausrottung feindlich gestimmt sind. Man muß ihnen etwas Aehnliches sagen, nämlich, daß manche von den Gegenständen des Aberglaubens in den frühesten Zeiten des Menschengeschlechtes mit der dichterischen Auffassung verknüpft wurden, ohne für diese unentbehrlich zu sein, aber daß die Welt des Aberglaubens, in seiner Fülle entwickelt, so weit entfernt ist, eine Welt der Schönheit zu sein, daß er ihr vielmehr im höchsten Maße entgegengesetzt ist. Wir haben hier das Wort Aberglauben als einen wohlbekannten Ausdruck gebraucht; aber behufs einer Untersuchung darüber wird es nöthig sein, dessen Bedeutung näher zu bestimmen; wir wollen dadurch im Vorbeigehen zugleich den Einwand abweisen, als ob der Aberglaube jetzt aus der ganzen aufgeklärten Welt so vollständig ausgerottet sei, daß es nicht mehr der Mühe lohne, von ihm zu sprechen. Jeder wird Leichtgläubigkeit und Aberglauben zu unterscheiden wissen. Niemand wird den des Aberglaubens beschuldigen, der zu einigen falschen Nachrichten Vertrauen gefaßt hat, die an sich selbst keine Ungereimtheit enthalten: man wird ihn bloß leichtgläubig nennen. Selbst wenn er sich höchst unwahrscheinliche Dinge hat einreden lassen, z. B. daß es ein Land gebe,

wo die gewöhnliche Größe der Menschen zehn Fuß und deren Alter tausend Jahre betrüge, wird man seine Leichtgläubigkeit bloß lächerlich finden, aber sie nicht mit Aberglauben verwechseln. Wer dagegen sich einbildet, daß etwas in der Natur anders als nach ihren Gesetzen wirken kann, den nennen wir abergläubisch. Wer z. B. glaubt, daß man ein krankes Thier durch Besprechen mit gewissen Zauberworten heilen kann, der nimmt ohne Zweifel an, daß diese Worte eine Wirkung haben, welche sie nach den Naturgesetzen nicht haben können. Ich will ein paar andere hiervon sehr verschiedene Beispiele anführen. Manche glauben, daß der, welcher von einem Hunde gebissen ist, der im Augenblick des Bisses völlig gesund war, die Wasserscheu bekommen kann, wenn derselbe Hund nachher diese Krankheit bekommt, ungeachtet diese beiden Dinge, den Naturgesetzen zufolge, in keinem Zusammenhange stehen. Die Einbildung, daß es gefährlich, oder doch ein unglückliches Zeichen sei, wenn dreizehn Menschen zusammen bei Tische sitzen, setzt voraus, daß eine bestimmte Zahl Wirkungen hervorbringen, oder mit Wirkungen auf einer Weise im Zusammenhange stehen könne, welche den Naturgesetzen durchaus fremd sind. Nicht deswegen, weil diese Einbildungen etwas Naturwidriges annehmen, nennen wir sie abergläubisch — denn dann müßten wir auch die Meinung abergläubisch nennen, daß es ein Mensch aushalten könne, Scheidewasser statt Brauntwein zu trinken — nein, sondern deswegen, weil sie mit Bewußtsein, wenn auch mit einem sehr dunkeln, annehmen, daß in der Natur etwas gegen die Naturgesetze geschehen könne. Es kann nicht die Absicht sein, hier von zerstreuten abergläubischen Meinungen zu sprechen, sondern von dem Gange, sich solcherweise etwas sogenanntes Uebernatürliches als in den Gang der Natur eingreifend zu denken. Dieser Gang, diese abergläubische Denkart, erhält sich oft bei Menschen, die durch die Erziehung alle gangbaren abergläubischen Meinungen zu verschmähen gelernt haben. Ich habe z. B. vor vierzig Jahren einen französischen Emigranten gekannt, der sich beleidigt gefühlt haben würde, wenn man ihm Gespensterglauben zugetraut hätte, der sich

aber von Freimaurern verfolgt glaubte und meinte, daß die Londoner Freimaurer auf ihn einwirkten, obwohl er in Kopenhagen war, und ihm Nachts durch thierischen Magnetismus Krämpfe verursachten. Ich weiß sehr wohl, daß einige Naturforscher hiermit verwandte Wirkungen angenommen, und daß Einige unter ihnen sich gedacht haben, der thierische Magnetismus könne seine Wirkung weit in den Raum hinaus verbreiten, gleichwie das Licht, die Elektrizität und der Erdmagnetismus; aber bei diesem Emigranten war die Meinung, wie bei manchen sogenannten Magnetisirenden, eine Einbildung von übernatürlichen Wirkungen. Selbst wenn man jemals wirkliche Naturgesetze entdeckte, wonach eine menschliche Willens- oder Nervenwirkung sich in großen Abständen ausbreiten könnte, würden doch stets diejenigen, welche dergleichen Wirkungen als übernatürliche angenommen haben, des Aberglaubens schuldig befunden werden. Man muß dies ebenso betrachten wie die Einbildung, daß Jemand durch Zauberei seine Meinung in einem Nu seinen Mitbrüdern zu erkennen geben könne; die Entdeckung der elektromagnetischen Fernschrift könnte diese Einbildung nicht als vernünftig stempeln. Ein anderer Franzose äußerte mir die Meinung, Napoleon habe nur durch Freimaurerhülfe so viel ausgerichtet. Im ersten Falle nahm man an, daß eine körperliche Wirkung außerhalb der Ordnung der Natur hervorgebracht sei, im letzteren, daß eine natürliche Wirkung eines Wesens, in welchem große Kräfte vereinigt waren, von einer Zusammenwirkung anderer Kräfte herrühren solle, welche nach den Gesetzen der geistigen Natur unmöglich dasselbe ausrichten könnten; will man auch dergleichen den Namen Aberglauben nicht geben, so wird man doch dessen große Verwandtschaft damit nicht leugnen können. In entgegengesetzter Richtung muß man gewisse abergläubische Meinungen betrachten, welche nicht im Geist des Aberglaubens aufgefaßt werden. Ich kannte z. B. im vorigen Jahrhundert fromme Menschen, welche nie von Zweifeln berührt worden waren, und welche von Gespenstern sagten, die damals allgemein geglaubt wurden, daß sie deren Dasein zwar nicht geradezu leugnen dürften,

daß sie sie aber für nichts rechneten, da sie ja ohne Gottes Willen nichts ausrichten könnten; aber Gottes Wille ist ja der religiöse Ausdruck für die ewigen Gesetze des Daseins, und so dachten sie sich denn, freilich auf ihre unwissenschaftliche Weise, das Uebernatürliche dem Natürlichen einverleibt. Zu derselben Zeit kannte ich einen Mann, der oft mit vieler Rohheit seinen Unglauben in Religionsfachen betheuerte, und sich doch fürchtete, über einen Kirchhof oder an einem Hochgerichte bei Nacht vorüber zu gehen. Gewiß ein Muster abergläubischer Denkart!

Um richtiger die Bedeutung des hier Aufgestellten zu fassen, und um einige darin vorkommende Aeußerungen nicht mißzuverstehen, müssen wir uns das Wesen der Naturgesetze näher vor Augen stellen. Ungeachtet es uns geziemt bereitwillig zu gestehen, daß unsere Naturwissenschaft im Vergleich mit ihrer unendlichen Aufgabe höchst unvollkommen sei, ist sie doch hinreichend, uns zu zeigen, daß die Naturgesetze ewige Vernunftgesetze sind; sie kennen heißt den unendlichen Vernunftzusammenhang kennen, heißt die Vernunft kennen, welche das ganze Dasein durchdringt und beherrscht, das körperliche wie das geistige. Die Naturwissenschaft stimmt vollkommen mit der Religion überein, welche lehrt, daß Alles hervorgebracht ist, hervorgebracht und beherrscht wird von dem göttlichen Willen; etwas in dem Laufe der Dinge übernatürlich nennen heißt also es gegen die Vernunft und den Willen Gottes streitend nennen. Ich weiß zwar, daß Manche sich einbilden, die ewige schaffende Kraft könnte es wohl hin und wieder nothwendig finden, eine Ausnahme von dem natürlichen Gange der Dinge zu machen; aber sollte dies eine wirkliche Ausnahme von der Vernunftordnung sein, so würde hierdurch ja eine Unvernunft in der allvollkommenen Vernunft vorausgesetzt werden; sollte die Ausnahme dagegen nur scheinbar, und in der Wirklichkeit ein Glied in der Vernunftordnung sein, so gehörte sie ja nur zu dem Vielen, was wir nicht verstehen; sie würde dann ihren Dienst mit thun unter allem dem, was unseren Stolz demüthigen kann; aber sie könnte nicht den Gang rechtfertigen, etwas Uebernatürliches anzunehmen.

Die abergläubische Denkart ist daher ein Gang etwas gegen die Vernunft Streitendes anzunehmen; ein solcher Gang kann bloß als etwas Unbewusstes Dasein haben; der, welcher es klar aussprechen kann, daß es einen Gang zur Unvernunft gibt, wird ihn ohne Zweifel verabscheuen. Der Aberglaube enthält folglich keinen Glauben: der Name lügt: ein Glaube muß ausgesprochen werden können. Sicherlich, der Aberglaube nur ist eine verwirrte Einbildung, dessen eigentliches Wesen nicht zum klaren Bewußtsein kommen kann, ohne sich selbst zu vernichten.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß ein solcher Gang zur Unvernunft unmöglich ist, und daß er außerdem, wenn er gefunden würde, durch die Kraft der Vernunft unwirksam gemacht werden müßte. Ich antworte, daß ein unmittelbarer Gang zum Vernunfthaß in dem Menschen allerdings nicht gelegt sein kann; aber als Entartung von guten Anlagen ist er eben so wenig undenkbar wie erfahrungswidrig; unsere Untersuchung wird dies in ihrem Verlauf aufzuklären haben. Daß die Vernunft bei der Menge diesem Gang nicht hinreichend entgegenwirkt, begreifen wir leicht, wenn wir bedenken, daß die Gedankenwelt der meisten Menschen nur auf eine höchst unvollkommene Weise zu der eigenen Bewußtsein gekommen ist, und weit entfernt in ihrer Einheit und Ganzheit von ihnen aufgefaßt zu werden, ihnen weit mehr in einer merkwürdigen Zerrissenheit vor-schwebt, so daß Gedanken, welche einander beleuchten und versöhnen sollten, selten bei ihnen angetroffen werden. Man denke sich einen Menschen, dessen Begriff von der Natur auf die unmittelbarste sinnliche Gegenwart beschränkt ist: für ihn ist nicht allein das Geistige etwas Uebernatürliches, sondern ihm sind es alle Gegenstände in der körperlichen Natur, welche sein Gedanke nicht in Einklang mit dem Gewöhnlichen zu bringen vermag; solchergestalt wird der Sternenhimmel ihm etwas Uebernatürliches, so daß er in seiner Unkunde von den Gesezen, wonach er regiert wird, ihn den naturwidrigsten Einwirkungen auf die menschlichen Dinge zuschreiben kann. Ein etwas mehr entwickelter Begriff läßt sich noch vereinigen mit manchen Irrthümern, welche in

ihrem innern Wesen zu demselben Geschlecht gehören; dies ist der Fall mit dem, welcher seinen Begriff von der Natur in der Betrachtung der Verschiedenheit des Körperlichen und Geistigen so fesseln läßt, daß er die Einheit der Vernunft-gesezgebung, welche das Ganze umfaßt, nicht sieht. Allen denen, welche einen so beschränkten Begriff von der Natur haben, ist es möglich, sich einen übernatürlichen Eingriff in dieselbe zu denken, ohne selbst die Vernunftwidrigkeit des Gedankens gewahr zu werden; aber sie leben doch, ohne es selbst zu wissen, in einem Widerspruch mit dem Dasein, und müssen bei jeder kräftigen Gedankenbewegung dahin kommen es zu fühlen; treibt dieses geistige Streben sie nicht so weit, daß der Widerspruch mit der Klarheit vor sie hintritt, welche erforderlich ist, um sie über denselben hinauszuführen, so bleiben sie in einem traurigen, die Seelenkraft niederdrückenden Gefühl der Verwirrung und der Entfernung von dem ewigen Lichte stehen. Der hier besprochene Zustand kann bei gewissen Menschen, und zwar sehr häufig in gewissen dunkeln Zeitaltern zu der äußersten Versenkung in geistige Finsterniß und daraus folgendem Vernunfthaß und Gottlosigkeit ausarten. Vielleicht kann dies auf den ersten Blick Manchen eine überspannte Anwendung von Grundsätzen ohne wahre Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit scheinen; wäre es so, würde ich selbst diese starken Ausdrücke hassen und mich schämen, sie zu gebrauchen; aber ich hoffe, daß man sie bei näherer Erörterung der Sache hinreichend gerechtfertigt finden wird.

Dem Aberglauben steht als entgegengesetzte Entartung der Unglaube gegenüber. Dieser ist ein Gang, alle unmittelbare Gewißheit, die nicht aus sinnlichen Eindrücken herrührt, zu verworfen und alle Ueberzeugung nur auf diese und auf die Aussagen des Verstandes zu bauen.

Aberglaube und Unglaube haben sich im Menschengeschlecht in dem Zusammenhang entwickelt, in welchem die Gegensätze, die immer einander gegenseitig hervorrufen, sich nothwendig zeigen müssen; wir wollen daher streben, uns einen Ueberblick über ihre Entstehungs- und Entwicklungsweise zu bilden.

Das Menschengeschlecht beginnt, gleichwie der einzelne Mensch, seine Kenntniß mit der unmittelbaren Auffassung. Der Kindheitszustand, in welchem das eigentliche Denken sich nur noch wenig entwickelt hat, und in welchem die Verarbeitung, welche die Sinnesindrücke davon erhalten, sehr geringe ist, bildet in der Entwicklung des Geschlechtes ein langes Zeitalter. Des Menschen Bewußtsein von seinem eigenen innern Zustande hat hier einen überwältigenden Einfluß auf die Weltauffassung; er legt sein eigenes Fühlen und Wollen und Einbilden in die sinnliche Natur; Alles um ihn her ist lebendig, fühlend, wollend, so wie er selbst. Die innere Welt, die der Mensch sich solchergestalt schafft, ist eine Welt der Dichtung, sehr verschieden von der, welche das Denken ihn späterhin kennen lehrt; aber da dieselbe Wirksamkeit, welche im Denken mit Bewußtsein handelt, alle unsere Seelenäußerungen durchdringt und deren Form ausmacht, so erhält diese kindische Weltauffassung eine eigene Uebereinstimmung mit der in der Natur herrschenden Vernunft, und dadurch das für unsern inneren Sinn so faßliche Vernunftgepräge, aus welchem das Wesen der Schönheit besteht und nie aufhört uns für sich einzunehmen. Könnte der Mensch sich in dieser Dichtungswelt erhalten, so würde sein Leben ein harmonisches Ganzes sein; aber seine Weltauffassung bliebe dann nur eine ahnende, halb träumerische. Der Vernunftzusammenhang der Welt, die Offenbarung der göttlichen Vernunft im Dasein, würde seinem Bewußtsein nicht klar aufgehen; durch unzählige Kämpfe muß das Geschlecht daher zu dem Standpunkt geführt werden, wo die Grundeinheit in allen unseren Vermögen und in allen unseren Auffassungsweisen uns klar wird, und wo das Denken und Dichten nicht mehr im Streit mit einander liegt. Für diesen Zweck ist in der ganzen Einrichtung des Daseins gesorgt.

Dem Menschen ist es nicht erlaubt, sich in seine Dichtungswelt einzuschließen; die Einwirkungen der Außenwelt gestatten es nicht: sie bringt ihm Erfahrungen auf, sie nöthigt ihn zum Nachdenken: Eindrücke unwiderstehlicher

Stärke; Gedanken, welche in unabweislicher Klarheit auftreten, zwingen ihn Vieles auf eine neue Weise aufzufassen. Dies gibt Veranlassung zu zwei entgegengesetzten Gefühlen, entweder zur Freude über das neue Licht, oder zur Unzufriedenheit über den störenden Eingriff in die alte gewohnte Weltanschauung; schon nach der Natur des Neuen und jedes einzelnen Menschen Eigenthümlichkeit erhält das eine oder das andere dieser Gefühle die Uebermacht. Einige Beispiele werden dies aufklären: der Gang der Jahreszeiten hat, selbst in den am meisten begünstigten Weltgegenden, einen großen Einfluß auf den Zustand des Menschen; es muß ihm in dem wärmeren Erdstrich wichtig sein zu wissen, wann eine Regenzeit von einer Sonnenzeit abgelöst, oder die Dürre, welche diese beschließt, dem fruchtbaren Regen weichen wird; aber in dem kälteren Erdstrich wird es ihm wo möglich noch wichtiger sein, den Gang der Jahreszeiten zu wissen. Durch eine Reihe von Himmelsbeobachtungen bildet sich da, und in einem Kreise hochbegabter Männer und ihrer nächsten Schüler eine Kenntniß von den Gesetzen, wonach die Jahreszeiten sich voraussagen lassen, und diese Kundigen werden von der Menge als Vertraute des Himmels und Wohlthäter des Geschlechtes geachtet; durch deren Weisheit werden die Verrichtungen möglich gemacht, welche Vorausbestimmungen erheischen, wie Ackerbau, Zusammenkünfte zu Religionshandlungen, große Kriegszüge und dergleichen. Es ist eben nicht die Menge, welche man hierdurch zum besonderen Nachdenken weckt, aber in dem Kreise von Eingeweihten, wo die Kenntniß gepflegt und bewahrt wird, wird man bald einsehen, daß die Vorstellungen der Menge von den Himmelskörpern als selbstherrschenden Göttern, deren Freigebigkeit man die Wohlthaten des Jahres verdankt, nicht zu den Gesetzen passen, wonach die Begebenheiten sich richten müssen; aber hierdurch entstehen dann zufolge der menschlichen Natur zwei entgegengesetzte Einseitigkeiten; bei Einigen ein Zweifel an den Vorstellungsweisen der Menge im Allgemeinen, und dadurch auch an den Wahrheiten, die in einem mit manchen groben Irrthümern gemischten, in seiner Grundlage jedoch richtigen

Glauben enthalten sind; bei Anderen dagegen eine Furcht davor, sich jede Ueberzeugung von dem Göttlichen in den Dingen durch Denken weg zu philosophiren. Während der früheren Entwicklung jener Einsichten werden doch diese beiden Richtungen sich kaum zu einigermaßen entscheidender Einseitigkeit hinausarbeiten; aber der Gedanke wird sich gleichsam in Schwingungen zwischen diesen beiden äußersten Punkten hin und her bewegen, und der Mensch fühlen, daß sein Gedanke den Boden dieser Tiefe nicht zu erreichen vermag. Aber dieselben Gedankenrichtungen bilden sich allmählig weiter aus, und dies um so mehr, je größer die Anzahl derer wird, welche einige Kenntniß von den Himmels-gesezen erlangen, die bei den Meisten sehr oberflächlich bleibt; dies wird namentlich der Fall sein, wenn die Himmelsbegebenheiten, welche die Menge mit Schrecken betrachtete, sich als gefahrlose Folgen der Weltgeseze erweisen. Man denke sich das Grauen, welches die Menschen überfallen mußte, wenn sie bei dem Anblick einer Sonnenfinsterniß sich einbildeten, daß ein ungeheurer Drache die Sonne verschlingen wolle: es war für sie, als ob die Mächte der Finsterniß die des Lichts zu verschlingen drohten; aber selbst, nachdem man dieses Vorurtheil abgelegt hatte, fuhr man doch fort, die Sonnenfinsternisse mit Ahnungen der Furcht zu betrachten. Als nun die Kenntniß allgemein wurde, daß diese Begebenheit nur darin bestehe, daß der Mond in seinem wohlgeordneten Gange auf eine kurze Zeit zwischen unsere Erde und die Sonne trete, und daß sie sich vorausberechnen lasse, mußte dies zu einer großen Gedankenbewegung Veranlassung geben; die Freude, eine alte Furcht vor einer feindlichen Naturmacht verjagt zu sehen, mußte sehr allgemein werden. Bei denen, welche mehr von der Sache verstanden, mußte eine edlere Freude noch dazu kommen, indem man in Einem großen Beispiel unsere Gedanken einen Theil von der Leitung der Natur fassen sah; doch da man nun gelernt hatte, daß Eine Furcht vor der Natur grundlos sei, ward man darauf geführt, sich selbst zu fragen, ob nicht dasselbe von unzähligen anderen gelte; ja bei Vielen blieb es natürlicherweise nicht bei der bloßen

Frage. Der hier erwähnte Fall, so bedeutungs-voll und gedankenweckend er auch sein mochte, konnte freilich nicht an und für sich, einen weit-umfassenden Einfluß haben; aber er ist nur ein aus einer Unendlichkeit herausgegriffenes Beispiel. Der Gedanke wird unaufhörlich geweckt durch den Einfluß der Außenwelt auf den Menschen; und jedesmal, wann er eine Ursache, einen Zusammenhang entdeckt, kommt er in einigen Widerspruche mit der alten Welt der Einbildungskraft; während dieses Fortschrittes werden die freiesten und am meisten selbst wirksamen Geister nicht dabei stehen bleiben, die Meinungen zu beseitigen, deren Nichtigkeit man bestimmt eingesehen, sondern sie werden sich getrieben fühlen, alles das zu verwerfen, was eine auffallende Ähnlichkeit damit hat; aber die Mehrheit von denen, welche die neue Gedankenrichtung genommen haben, werden leicht hingerissen, diese Verwerfung über die rechten Grenzen hinaus auszu-dehnen, und besonders die Wahrheiten zu leugnen, welche mit Irrthümern verwickelt gewesen sind. Diesen gegenüber stehen diejenigen, welche sich von den alten Vorstellungen nicht leicht losreißen können, Einige geleitet von einer tiefgefühlten Ueberzeugung derjenigen Wahrheiten, welche man jetzt leugnen will, Andere, und dies ist die Mehrheit, bei welchen diese Ueberzeugung minder lebendig ist, verhärtet gegen Alles Neue durch Stumpfheit des Denkens. Die Fortschrittmänner werden nun, erfüllt von Freude über die Aussicht in die neue Gedankenwelt, über diesen neuen Widerstand ungeduldig werden, und den Grund dazu ausschließlich in geistiger Schwäche finden, wogegen auf der entgegengesetzten Seite sowohl Furcht als Erbitterung entsteht, indem die Anhänger des Alten die Weltanschauung bedroht sehen, mit welcher ihr Gottesbewußtsein verwachsen ist. Dieser Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Einseitigkeiten, geht, so wenig wie irgend ein anderer, ununterbrochen fort; bald bekommt die Gedankenerweckung durch neue Entdeckungen Uebergewicht; bald tritt eine Zeit der Ruhe ein, in der man Gelegenheit findet, die Grenzen, welche die rasche Gedankenbewegung allzuweit hinausgerückt hat, enger zusammen zu ziehen; zu allen Zeiten wird

es Menschen geben, welche mit einer wahren inneren Bescheidenheit, gegründet auf eine ehrwürdige Seelentiefe, fühlen werden, daß zwischen den streitenden Parteien manche Fragen liegen, worauf man zur Zeit keine Antwort mit wahrer Ueberzeugung geben kann, weshalb sie damit befriedigt sind, sich das anzueignen, was sie bei beiden Parteien am Zuverlässigsten finden: auf der einen Seite die Ueberzeugungen, wozu ein in sich selbst gesichertes Wahrheitsgefühl führt, ungeachtet es dem Denken noch nicht geglückt ist, sie hinlänglich klar zu machen; auf der anderen die Wahrheiten, welche das Denken entscheidend beweist, selbst wenn sich einiger Streit zwischen dieser und der alten Gedankenwelt zeigt. Die Menschen, welche es vermögen, diese Selbstverleugnung zu behaupten, wissen sehr wohl, daß da, wo ein Widerspruch ist, die ganze volle Wahrheit nicht sein kann; aber sie wissen zugleich, daß dieser Besitz der Wahrheit in ihrer Ganzheit jenseit der menschlichen Verhältnisse liegt, und daß wir die Wahrheit keineswegs dadurch gewinnen, daß wir den Zweifel zur Unzeit entscheiden wollen.

Dieser hier in Kürze geschilderte Entwicklungsgang zeigt sich durch die Geschichte des ganzen Menschengeschlechtes, nur verschieden nach den verschiedenen Zeitaltern und Welttheilen. Wir wollen nun eine Darstellung der Ausbildung des Aberglaubens versuchen, so wie er in den Zeiten gewesen ist, wo seine Herrschaft am meisten verbreitet war. Die Menschen wurden genöthigt, allmählig immer mehr Kenntnisse sich anzueignen, welche die Denker dem Geschlechte erworben hatten; aber bei der Mehrzahl wurden diese Kenntnisse stehend, als etwas bloß Empfangenes, und gerade dasjenige, was die größte Bedeutung für die Höherbegabten hat, ist am wenigsten geeignet, unentstellt in das Gedankenleben der Menge einzugehen; inzwischen wird jedoch auch bei den roheren Menschen etwas Nachdenken bei den Blizfunken höherer Gedanken, die sich unter sie verbreiten, erweckt. Noch mannigfaltiger ist die Wirkung aller der Früchte des Denkens, welche den Menschen als stets wachsendes Erbe der Jahrhunderte zukommen, und ihnen von dem täglichen Leben auf-

genöthigt werden, dessen zahllose Verrichtungen in jedem neuen Menschenalter mehr Nachdenken erfordern; aber das Denken, welches hierdurch erweckt wird, bekommt bei der Mehrheit nicht die Entwicklung, daß es frei nach seiner eigenen Natur wirken könnte; es bleibt bei der rohen Menge gezwungen unter der Herrschaft der Einbildungskraft und soweit möglich in ihrer Welt zu wirken; man will gleichsam mit der Einbildungskraft begreifen, und den für diese unverdaulichen Stoff zu einer Weltauffassung zusammenarbeiten, die schon in demselben Maße, wie sie sich mehr entwickelt, mehr verwirrt und selbstwidersprechend wird; während dieses Zustandes bildet sich dann ein seltsames Gewebe aus den Gestalten der alten Dichterwelt und aus der Kenntnißmasse, welche man jetzt gewonnen hat. Man würde sich sehr täuschen, wenn man diese in den Dichterverken eines solchen Zeitalters überwiegend abgeprägt zu finden glaubte; man sieht in diesen nur, was der Schönheitsinn wählen und umbilden konnte. Man findet auch nur wenige Spuren von der Welt dieses Aberglaubens in den geschichtlichen Werken, welche die großen Begebenheiten schildern, aber in den Schriften, die uns Darstellungen von den Verhältnissen des Alltagslebens geben, können wir zum Theil Kenntniß davon erhalten. Das Leben der Römer war, selbst in ihrem am meisten verfeinerten Zeitalter, stark davon durchdrungen; das Mittelalter werden wir gleich näher betrachten.

3.

Der Aberglaube hat zu verschiedenen Zeiten einen gewissen Höhepunkt erreicht, der durch sämtliche Verhältnisse näher bestimmt wurde. Es würde allzu weitläufig sein, jedes Zeitalter dieser Art abzuhandeln. Das für uns lehrreichste wird das Mittelalter sein, und das um so mehr, als der Aberglaube sich hier in das Christenthum einmischte, dessen Lehre, wenn sie ohne Einmischung von Menschenfäugung aufgefaßt wird, so hoch und herrlich ist, daß der Aberglaube als Gegensatz dazu in seiner finstern Unvernunft entblößt dasteht. Während man sich zu einer Religion bekannte, welche lehrt,

daß die ganze Welt von dem göttlichen Willen geleitet wird, erfüllte die Einbildungskraft sie mit bösen Wesen, welche in vielen Beziehungen Macht über die Natur hatten; zwar sollten sie dem ewigen Willen unterworfen sein; dies war eine unbestrittene Lehre; aber in den tiefen Abgründen der rohen Seelen lagen dunkle Einbildungen, welche mit der lichten Wahrheit im Streit standen, und welche, mehr als man glauben sollte, das Leben und die Handlungsweise beherrschten. Es ist schwierig, ein klareres Beispiel von der Unvernunft des Aberglaubens anzuführen, als die Begierde, womit so viele Christen eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch zu Menschen Zuflucht nahmen, von welchen sie selbst glaubten, daß sie nur durch teuflische Künste zu helfen vermochten. Hilfe bei dem Teufel zu suchen, während man doch an Gott glaubte, mußte man die lächerlichste Thorheit nennen, wenn es nicht die traurigste Verirrung wäre. Hier handelt es sich nicht um einzelne Beispiele, sondern um eine Denkweise, welche mehr als ein Jahrtausend hindurch sich täglich in allen christlichen Ländern äußerte; aber der Gipfelpunkt dieses Wahnwizes ist doch der Gedanke, sich dem Teufel zu verschreiben und sich die rasch dahineilenden Genüsse einer beschränkten Lebenszeit einzutauschen gegen die Hingabe der ewigen Seligkeit und gegen die Unterwerfung unter die unvergänglichen Martern eines ewigen Lebens. Welch eine vereinigte Hingebung an Unvernunft und Gottlosigkeit, an Gottlosigkeit und Unvernunft.

Wenn man gegen das sprechende Zeugniß der Geschichte die Ausflucht als Einwand brauchen wollte, daß eine solche Gottlosigkeit im Mittelalter nicht häufig sein konnte, wo die Religion so hoch geachtet war, so würde ich antworten, daß eine unparteiische Betrachtung der damaligen Religionsübung vielmehr zeigt, daß auch diese voll von Aberglauben war. Der Gott, den sie verehrten, sollte zwar der sein, welchen Christus verkündigt hatte, aber in ihrer wirklichen Vorstellung war er ein ganz anderer; sie dachten sich ihn als einen hochmächtigen Oberkönig, und nicht als den Geist, der im

Geist und in der Wahrheit angebetet werden soll; zerstreute Ausnahmen weichen so stark von der allgemeinen Handlungsweise ab, daß sie nicht als Gegenbeweis angeführt werden können. Die bei der Menge herrschende Meinung war, daß sie ihre Gewaltthätigkeit, und Raub und Mord durch Gaben versöhnen könnten, womit man sich nicht so sehr an den Allerhöchsten selbst als an Personen wendete, denen man einen großen Einfluß auf ihn zutraute, z. B. an die Mutter seines Sohnes, an eine Heerschaar von Heiligen und eine noch größere Heerschaar von Priestern; diese Einflusfreichen überhäufte man mit Gaben; die Diener der Kirche verkauften Ablass. Man wird mir sicherlich vorwerfen, daß ich hier die abgenutzte Rede des achtzehnten Jahrhunderts wiederhole, aber es ist keineswegs meine Absicht, hier etwas Neues, sondern etwas Wahres zu sagen, das Viele große Lust haben zu vergessen. Man wird mir entgegen, daß diese Meinung über das Mittelalter so oft verdammt worden ist, und zwar in den stärksten Ausdrücken, daß es jetzt nicht paßt, sie auf's Neue vorzuführen; ich kenne diese Verdammungsurtheile, sie schrecken mich nicht mehr, seitdem ich gesucht habe, das Mittelalter aus sich selbst kennen zu lernen, und nicht aus den Schilderungen der streitenden Parteien. Wir müssen uns dadurch nicht täuschen lassen, daß man den Irrthümern der dunkeln Zeitalter eine höhere Meinung unterlegen kann: eine solche liegt den Irrthümern aller Zeitalter zum Grunde; aber wir müssen die Augen öffnen und sehen, wie die Menschen jener Zeiten wirklich dachten; nur hierdurch erhalten wir das wahre Bild des Zustandes.

Es versteht sich, daß die Gedankenrichtung, die wir hier verfolgt haben, unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Schattenseite des Mittelalters heften mußte; aber nachdem dies geschehen ist, ziemt es sich, daß wir uns selbst daran erinnern, kein Irrthum in irgend einem Zeitalter sei so herrschend, daß nicht das Wahre und Gute auch in ihm große Macht übe. Was ich nachweisen wollte, und was ich für gewiß halte, ist dies, daß der Aberglaube im Mittelalter einen weit größern Einfluß auf Leben

und Denkweise hatte, als es die meisten neueren Schilderungen desselben vermuthen lassen, und daß er in demselben Maße, wie er zur Herrschaft gelangte, sich eben sowohl unvernünftig als gottlos zeigte.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß die Religion selbst nicht schuld war an diesen Irrthümern; aber wir sahen hier eins von den zahlreichen Beispielen, welche zeigen, daß sie auf höchst ungleiche Weise von den Menschen aufgefaßt wird, nach der Ungleichheit ihrer Kenntnisse und nach der verschiedenen Entwicklung ihrer Fähigkeiten. Das Menschengeschlecht hat zu dem wahren Verständniß erzogen werden müssen und diese Erziehung ist zwar von Stufe zu Stufe fortgeschritten, scheint aber noch weit entfernt von ihrer Vollendung zu sein.

1 8 5 3. *)

Die verhasste Republik war nicht mehr. Das allgemeine Votum hatte diese seine Mutter getödtet und die Monarchie hergestellt. Der Herzog von Bordeaux behauptete den Thron seiner Väter. Der Rührigkeit der legitimistischen Partei und auch dem Golde Rußlands, wie man sagte, war dies gelungen. Der Expräsident, der frühere Prätendent, der zuletzt so unglückliche Concurrent Louis Napoleon befand sich auf der Flucht. Nicht seinetwegen, sondern wegen des Einflusses seines Vetter, Napoleon Bonaparte, auf die republikanisch Gesinnten, ward ein Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden erlassen. Keinem der ehemaligen Anhänger des Gefallenen war es in den Sinn gekommen, das Wort zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Nach der in Frankreich üblich gewordenen Sitte versuchten Alle, sich bei dem

*) Wir entnehmen dieses Bruchstück einem so eben erschienenen Tendenzromane: „Die Rothten und die Blauen,“ Pariser Corruptionskizzen von Dr. G. Delsner-Monmerqué. Bremen, Verlag von Franz Schlodtman. D. Red.

neuen Herrscher einzuschmeicheln. In den Wartefällen der Tuilerien, welche ihre frühere Bestimmung erhielten, und wo Alles Hofmässig zuzuging, drängten sich haufenweise junge und alte Notabilitäten, von welchen es vielleicht keine einzige gab, die nicht wenigstens einen dreimaligen Regierungswechsel erlebt, drei Herren gedient und drei sich widersprechende Eide geleistet hätte.

Unmittelbar nach der Königswahl im Mai 1852 war die Versicherung erteilt worden, daß die wohl erworbenen Rechte der Einzelnen von dem Regierungswechsel nicht im Mindesten zu leiden haben würden. Eine Zeitlang hatte man auch insofern Wort gehalten, als die ersten Entlassungen nur die Mitglieder der Familie Bonaparte trafen. Nach und nach aber dehnte sich die Exclusion rechts und links aus. Nicht die Napoleoniden allein, auch die Orleansisten fingen an nothgedrungen Buße zu thun, einzusehen, wie Unrecht sie gehabt, den vorhandenen Stern nicht von Haus aus anzubeten. Für eine gefährlichere, jedoch hochmüthig verachtete Brut, für die Republikaner, Socialisten und Communisten, galt eine andere Methode. Schon die frühere Regierung hatte diesen Parteien die Flügel abgeschnitten, jeden Antheil an der Regierung ihnen abgenommen. Sie in ihrer sonstigen Thätigkeit zu hindern, wurde nun ein außerordentlich umfangreiches Polizeisystem eingerichtet. Es verfügte über ein bedeutendes Personal von Agenten, die in alle Klassen der Gesellschaft unter allen möglichen Vermummungen drangen. So war es ein Leichtes, genau zu erfahren, wie ein Jeder dachte und sich äußerte. Wurde eine Persönlichkeit besonders verdächtig, so verschwand sie plötzlich aus ihrem Domicil. Es hieß, sie sei wegen aufrührerischer Redensarten oder Theilnahme an einem Komplotte oder an einem Klub, oder wegen Preßvergehen verhaftet worden. War einmal die Haft da, so durfte von baldiger Entlassung aus derselben nicht die Rede sein. Das erste Verhör ließ Monate lang auf sich warten; das zweite und dritte sollte Jahre auf sich warten lassen. So verhielt es sich seit Abdankung des Herrn Thiers, des ersten Minister-Präsidenten

des Königs Heinrich's V. Ihm war der Herzog von L. . . gefolgt, der Solches eingeführt. Indessen sorgten fromme Leute Christlich für die Familien der Verhafteten. Zahlreiche Mitglieder des „Glaubensbundes“ verbreiteten sich in der Hauptstadt sowohl wie in der Provinz. Da wo sie Leid und Glend antrafen, boten sie geistigen Trost und materielle Hilfe an. Bei Frauen und Angehörigen von politischen Gefangenen thaten sich ihre Bemühungen besonders kund. Die Bedingungen, die sie zur Ertheilung regelmäßiger Unterstützungen stellten — hienieden kriegt man eigentlich Nichts um Nichts — waren so einfache, daß es bei Gott sehr unrecht gewesen wäre, sie von sich zu stoßen. Von den Frauen verlangten sie die periodische Beichte, von den Männern die Theilnahme an gewissen frommen Sonntags-Conferenzen, und bei Kindern den Besuch der überall bereits eingerichteten Freischulen der Jesuiten. In kurzer Zeit hatten nämlich diese guten Väter ihre Glanzperiode in einem ganz andern Umfange erreicht, wie damals unter Karl X. Die Februar-Revolution, der sie sich klugerweise sofort angeschlossen, hatte sie sehr weit gebracht. Die Kraft, die sie gewonnen und zu welcher Louis Napoleon durch stete Nachgiebigkeit vorzüglich beigetragen, sollte nun zum größten Ruhme der Kirche und des Thrones dienen. Man hatte sich die ungeheure Aufgabe gestellt, die Erziehung des ganzen Volkes ab ovo zu unternehmen und, in Verbindung mit einem strengen Polizeistaate, der den verdorbenen Theil der Bevölkerung bändigte, es in zehn Jahren so weit zu bringen, daß die angehende, das Alter der Vernunft erreichende Generation nur für Gott und ihren legitimen Fürsten Gedanken und Empfindungen hege. Sodann würde bald der unnütze Kram des Constitutionalismus bei Seite geschafft und die einzige bewährte Regierungsform, der Absolutismus, wieder eingeführt werden. Weniger gebühre dem Nachkommen Ludwig des Heiligen nicht. Es würden dann Frankreichs Klerus und Frankreichs König Hand in Hand gehen, und in Verbindung mit einem mächtigen nordischen Bundesgenossen, das übrige Europa, falls der Constitutions-Wahnsinn noch

bei ihm spuken sollte, im Schach halten. Zu der Ausführung dieses Plans genügte es jedoch der Kirche nicht, factisch die Oberhand in allen Verhältnissen zu behaupten; es kam ihr noch darauf an, diesen Zustand zu legalisiren. Hierzu schien es unentbehrlich, daß, außer den Entwürfen über Beschränkung der Presse, gänzliche Aufhebung des Versammlungsrechts, Herstellung der erblichen Pairie und Wiedereinführung der Majorate und Familien-Fideicommissen, noch ein Gesetz über besondere Sacrilegiumsfälle, der durchaus folgamen Kammer vorgelegt würde. Es war auch schon entworfen.

In Deutschland verhielt es sich anders als in Frankreich.

Die Realisirung des Erfurter Reichstages im Jahre 1850, der entgegengesetzten Bemühungen Oestreichs ungeachtet, hatte diese Macht unangenehm und im höchsten Grade überrascht. Ihre Ansprüche in der Frankfurter Bundescommission wurden demnach immer unmäßiger. In der Ueberzeugung, daß Preußen sich wie gewöhnlich Alles gefallen lassen würde, drohte endlich einmal Oestreich geradezu mit Krieg. Der Handschuh ward geworfen und Norddeutschland, zum großen Erstaunen Europas, beeilte sich den Handschuh aufzuheben. Beinahe zwei Jahre hatte der Kampf mit wechselndem Glück gewährt, als die preußisch-deutsche Diplomatie einen Waffenstillstand nebst Friedens-Präliminarien sich durch Rußland anrathen ließ und zugab. Dies war Oestreich willkommen, denn es hoffte, früherer Erfahrungen eingedenk, durch Negotiationen noch bessere Geschäfte als auf dem Schlachtfelde zu machen.

Im übrigen war der sogenannte Dreikönigs-Bund in seinen innern Verhältnissen günstig gestellt. Die vier bis fünf Jahre seit dem März 1848 hatte Deutschland eifrig benutzt, um sich aufrichtig im föderativen Sinne zu constitutionalisiren, und alle entgegenstrebenden Hindernisse zu überwältigen. Handel und Gewerbe blühten. Ueberall fing man an, die kostbaren Früchte der erfolgreichen märzlichen Prüfungen einzuernten.

Graf Adolph IV.

Aus den früheren Kämpfen Schleswig-Holsteins
gegen Dänemark. (1227.)

Heiß war der Tag, doch heißer noch die Schlacht,
Rings lagen Streiter blutig und bestaubt!
Bornhöved war zum Todtenberg gemacht,
Ja, war gemacht zu blut'ger Borne Haupt.
Umsonst nicht hast Du hier Dein Schwert ge-
schwungen,

Du starker Holstensohn, hier schlugst Du gut!
Hier hast Du Freiheit glorreich Dir errungen,
Hier straftest Du der Dänen Uebermuth.

Der Tag entschlief. Nacht deckte still und mild
Das Feld — der letzte Klage-ton verklang.
Manch Edler lag, zerbrochen Schwert und Schild,
Der nie sich wieder in den Sattel schwang,
Der wieder nie in prächtigen Turnieren
Und wilder Fehde übte seine Kraft;
Manch schlanker Bursch, der nie zum Tanz
mehr führen
Die Jungfrau konnt', lag hier in Todeshaft.

Wer aber ruhte dort auf Leichen starr
Mit dem zerspaltnen Kronhelm, blutbedeckt?
Der Dänen König, Sieger Waldemar
War's, den ein tapfrer Holste hingestreckt.
Die Sterne stimmten ihm als Todtenkerzen,
Der Hügel war ihm sein Paradebett,
Und Wache hieltet ihr, ihr Dänenherzen,
Die ihr mit Tod die Treu besiegelset.

Wer geht zum Katafalk durch's Haidekraut?
Die blanke Rüstung glänzt im Mondenstrahl —
Ist's wohl der Tod, der jetzt sein Werk beschaut,
Mit Späherblick die Leichen prüft zumal?
Nein, Tod strotzt nicht in solcher Lebensfülle,
Wie die Gestalt, die suchend dort sich naht;
Ein Ritter ist's von Fleisch und Blut, der stille,
Das Roß am Zaum, einsam erklimmt den Pfad.

Von Schweiß triefend ist sein treues Thier,
Des breite Brust zeigt manches Wundenmaal;
Doch trägt Kampfspuren auch des Herrn Bistr,
Zerhaun, zerbeult ist seines Panzers Stahl.
Gewiß, auch er war mit beim heißen Streiten,
Und doch sucht Ruhe nach der Schlacht er
nicht? —

Wie die verschwiegene Nacht ihn höret schreiten,
Hört auch sie jetzt, was vor sich hin er spricht.

„So rast'te wild Streitart und Morgenstern,
Daß solche Kampswuth sah noch keine Schlacht!

Das war ein Niederschmettern nah und fern,
Wie wenn der Erde inn'rer Kern zerkracht!
Das war ein Schrei'n, ein Jubeln, Wimmern,
Loben,

Als sei der Himmel mit der Höll' im Strauß;
Doch gab der Herr uns Sieg — die Feinde
stoben,

Und mit der Dänen Tyranei ist's aus.

„Welch' Ruhe jetzt, so weit des Himmels Saum!
Im Lager ein Gebet, doch still ringsum —
Es scheint, das Land trau' sich zu freuen kaum:
So macht zu großes Glück die Lippe stumm;
Nun aber sie zerbrach, die droh'nde Fessel,
Wird, zieht im Osten neu der Tag heran,
Von goldnem Licht umglänzt der Holsten Nessel,
Und hoher Jubel stürmet himmelan.

„Vernichtet ist des Dänenvolkes Kraft,
Nun da sein Fürst im Kampfe fand den Tod;
So stürzet, wenn die Schwinge weggerafft
Des Schützen Pfeil, der Nar matt, blutig roth.
Durch's ganze Land wird es die Glocken läuten,
Das ganze Volk hüllt sich in Trauerflor —
Ein Grab nicht einmal kann es ihm bereiten,
Da es die theure Leiche gar verlor.

„Wenn gleich ihr Feinde — Ehre diesem Schmerz!
Er feiert ihn, so wie auch euch er ziert. —
Wohlan! Den Todten leg' ich euch an's Herz,
Gebt ihm die Ruhstatt, wo sie ihm gebührt.
Nahm ich den Lebenden euch, geb' ich wieder
Den Todten doch — senkt ihn zur Königsgruft;
In seinen Sarg leg' ich auch Segen nieder:
Schlaf wohl, bis einst dir die Posaune ruft.

„Ich will vergeben und vergessen dir!
Erstorben sei, nun da du todt, mein Groll;
Gott wird ja richten zwischen dir und mir,
Drum in der Brust mein Richter schweigen soll.
Vergessen seien meines Vaters Ketten,
Vergeben alle Trübsal, alles Leid,
Was er und ich vor Gott zu klagen hätten,
Wie Gott vergebe uns zu seiner Zeit.

„Nur wie verheert du unser schönes Land,
Vertrete selbst vor'm höchsten Herrscherthron;
Doch sei auch dafür nicht von dir gewandt
Des Gnade, den du schaußt im Lichte schon. —“
— Da, endlich! Der Gesuchte ist gefunden;
Der Ritter kniet still bei dem König hin;
Er betet erst, beschauet dann die Wunden —
Ha, steh! Er flucht! Was geht ihm durch den
Sinn?

Wie eines Falken Schrei die Taube scheucht;
Wie einer Schlange Biß das Herz erschreckt: —

Ob nicht das Gift schon durch die Adern schleicht?
Ach, hätte sie, unschädlich, nur geneckt? —
Also auch sich empor den Fremden scheuchen:
Der Todtgeglaubte lebt! Der König lebt!
Und war es schwach auch nur, das Lebenszeichen,
Gewiß ist's doch: Er lebt! Der Ritter bebt.

Die stahlumhüllte Rechte greift an's Schwert;
Nein! laß sinkt wieder sie jetzt hin und matt —
So auch der Schläfer aus dem Traume fährt,
Der ihn geängstet, doch zur Lagerstatt
Betäubt, noch schauernd, bald sich wieder neigend.
Des Ritters Herz pocht an den Panzer laut;
Was es durchwogt: die Nacht belauscht es
schweigend
Und hat es mir, dem Dichter, gern vertraut.

Soll er den Feind beketten, dem verziehn?
Soll den er binden, welcher wehrlos liegt?
Und wiederum: Darf er auch retten ihn,
Den Feind, der bald vielleicht auf's Neue steigt?
Soll dieser, der doch Mensch, hülflos vergehen?
Was thun? Ihn fesseln, retten oder nicht?
Der Ritter sinnt und sinnt, und nicht verstehen
Kann er, was hier gebietet heil'ge Pflicht.

Heiß war der Tag und heißer noch die Schlacht,
Doch ist am heißesten, bei Gott! der Streit,
Der Kampf, der still jetzt wird gekämpft bei
Nacht.

Der Ritter zaudert, doch zuletzt, bereit
Die edelste der Thaten zu vollbringen,
Hebt er mit starkem Arm den Feind auf's Ross,
Um den noch Tod und Leben lautlos ringen,
Dem tiefe Ohnmacht lang' das Aug' schon schloß.

Hinjagt der Ritter nun im Mondenschein;
Die Lüfte sausen, die er jach durchfährt,
Und Kies und Funken fliegen hinterdrein —
Der Hufschlag schallt und Rüstung klirrt und
Schwert.

Nicht folgen kann der Tod, das Leben sieget,
Der König ist vom Todeschlaf erwacht:

„Wo bin ich? Wer ist's, der mich an sich
schmieget?
Werd' ich zur Höl', zum Himmel ich gebracht?“

So spricht er ängstlich, leise nur und schwach,
Denn stumpf ist noch sein Geist, trüb und verwirrt;
Da kommt der schrecklichste Gedank' ihm wach,
Durch den das Leben mehr als Hölle wird:
„Bin ich gefangen?“ ächzet er zum Ritter,
„Bin ich gefangen? Sprich!“ Der Fremde schweigt.
Der König fleht, doch selbst so hohem Bitter
Der Fremde wie das Grab so stumm sich zeigt.

Das Ross trägt währenddem die Doppellast
Schnell fort, getrieben von dem scharfen Sporn.
Dort liegt das Kieler Schloß — „Halloh!
Ein Gast!“

Der Ritter ruft's, der Thorwart stößt in's Horn.
Da sinkt die Brücke, öffnet sich die Pforte;
Sie sind im Hof, von Reifigen umringt.
„Der König lebt, ist frei!“ So rufen Worte
Die Seinen jubelnd, daß die Halle klingt.

„Frei bin ich? Frei? Und ist's kein schöner
Traum?“

Der König fragt es, der vor Freuden weint.
„Laßt, edler Ritter, meinem Danke Raum,
Und sagt, wer seid ihr? seltsamlicher Freund?“
Der Fremde öffnet das Visir, ihm zeigend
Im Lockenfranz ein Jünglingsangeficht —
„Graf Adolph!“ ruft die Dänenschaar erbleichend,
Der König traut den eignen Augen nicht.

Doch eh' noch Einer wieder sich besinnt
Und Worte findet, jagt der Graf schon fort;
Des Rosses Hufschlag trägt der Morgenwind
Zu Jenen, die erschreckt vom eignen Wort,
Die hier ein Märchen glauben zu erleben,
Wie kaum der Traum je eins geoffenbart;
Denn seinem Todfeind so die Freiheit geben,
Traun! das däucht ihnen mehr als Menschenart.

Hadersleben.

Willagen.

Benilton.

Entsetzlicher Mord. Marienwerder,
11. April. Die Sitzungen des Schwurgerichts
haben gestern begonnen. Auf der Bank der An-
geklagten sitzt ein Bild der innersten Zerkni-
schung, Marianne Lempeck, beschuldigt ihr 5

Jahr altes Stieftöchterchen lebendig begraben
zu haben. Sie leugnet die Thatsache nicht.
Nahrungsvorgen haben sie zu dem beissiellosen
Verbrechen veranlaßt. „Mein Kind wäre ja
doch verhungert,“ sagt sie. „In der Nacht vom

24. auf den 25. März v. J. nahm ich das kleine Mariechen aus dem Bett, zog ihm sein Röckchen an, redete ihm vor, ich wolle es zu den Verwandten bringen, und schlich mich, einen Spaten mitnehmend, heimlich bei dem Dunkel der Nacht aus dem Hause. — Bei der Grube auf dem Guttower Rodlande, die ich zum Kartoffeleingraben benutzt hatte, angekommen, erklärte ich dem Kinde, daß ich es hier vergraben würde. — Es schrie entsetzlich und bat mich zum Erbarmen, dies doch nicht zu thun. Allein Gott hatte mich verblendet; der Teufel saß mir im Herzen, ich war taub und blind, band dem Kinde die Händchen mit einem Lappen, damit es nicht zappeln könne, und legte es in die Grube, die ich schleunigst zuschüttete und die Erde ebnete. Noch immer hörte ich die ersticken Schreie des Kindes, aber ich eilte schnurstracks nach Hause. Den Dorfbewohnern redete ich vor, das Kind bei den Verwandten untergebracht zu haben.“ — Als der Gerichtshof das Erkenntniß publizirt hatte, welches wegen Mordes auf die Strafe durch das Rad von unten nach oben lautete, brach die Angeklagte, laut schluchzend, in die Worte aus: „ich habe es verdient, daß mit mir gemacht werde, wie ich es mit dem Kinde gethan habe.“

Therese Elsler hat den Prinzen Adalbert von Preußen geheirathet und ist zur königlich preussischen Frau von Barnim gemacht worden. Sie besitzt ein sehr bedeutendes Vermögen, man sagt über hunderttausend Thaler, die sie sich als Partnerin ihrer berühmten Schwester Fanny auf deren Triumphzügen durch Europa und Amerika ertanzt habe. Der Prinz dagegen, mit dem sie seit Jahren in naher Beziehung gestanden, besitzt kein Vermögen. In gewissen Kreisen würde man daher wohl sagen können, daß der Prinz eine gute Parthie gemacht hat.

Christi-Leiden-Spiele. Wie in Baiern und Tyrol, so finden auch in Kärnthén Christi-Leiden-Spiele im Freien statt. Eine solche Vorstellung erfolgte auch am 7. April in der Pfarre St. Georgen (bei Klagenfurt) auf einer großen Wiese unter freiem Himmel, wobei wohl 6- bis 7000 Menschen versammelt waren. Ein Berichtstatter dieser seltsamen dramatischen Vorstellung ergeht sich in sehr

bittern Bemerkungen über die Herabwürdigung, welche der Religion dadurch widerfährt, namentlich über das Erscheinen der Magdalena als Freudenmädchen, wie sie ihre Kleider vor dem Publikum wegwirft, so daß man erwarten könne, sie werde bald in dem Kleide der Eva im Paradiese stehen. — Auch wird über den Unfug geklagt, der wie in den beiden erstgenannten Ländern auch in Kärnthén mit einem Wunderorte, der Pfarre Bockersdorf (2 Stunden von Klagenfurt) getrieben wird. In einem Wäldchen daselbst wird ein Baumstock gezeigt, wo Maria mit dem Christuskindelein am Arm geessen haben soll. Ungeheure Schwärme Bethörter, selbst aus den entferntesten Kronländern, kommen dort zur Verehrung zusammen. Allein bei Nacht soll dieses Wäldchen sehr stark an die heidnischen Haine und die darin gefeierten heidnischen Feste mahnen.

Unabhängigkeit der Wähler in Preußen. Einem Kaufmann in Berlin wurde am 18. März sein Lehrling verhaftet und am andern Tage mit dem Befehle entlassen, binnen 24 Stunden sich aus der Stadt zu entfernen. Sein Principal ging persönlich zu Hinkeldey, um die Cassirung des Urtheils zu erbitten. Dieser, nachdem er sich nach dem Namen und Stand des Bittstellers erkundigt, schlägt in einem großen Register nach und antwortet: „Sie haben ja nicht nach Erfurt und auch nicht zur ersten Kammer gewählt; — der Befehl kann nicht zurückgenommen werden.“

Heldenthät preussischer Cadetten. Am 1. Mai kamen in Berlin mit dem Abendzuge der Niederschlesischen Eisenbahn ungefähr 50 beurlaubte Cadetten aus Wahlstadt an. Kaum hatten diese jungen zukünftigen Mitglieder des herrlichen Kriegsheeres den Perron betreten, als sie die deutschen Kofarden von ihren Mühen rissen und mit Füßen traten. Die mitangekommenen Fremden waren über dieses Benehmen so entrüstet, daß sie den jungen Herren sogleich den Lohn ausgezahlt haben würden — wenn sie es überhaupt der Mühe werth gehalten. Selbst die auf dem Bahnhofe Wache habenden Schutzmänner waren erbittert und machten sofort dem Polizei-Präsidenten Anzeige von dieser heldenmäßigen, ritterlichen Demonstration. Unglaublich, aber wahr!

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.